Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 5 (1929)
Heft: 4

Artikel: Der Raubtierhändler
Autor: Morand, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-833199

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER RAUBTIERHÄNDLER

Von PAUL MORAND

(Berechtigte Uebertragung von Harry Rosen)

(Nachdruck verboten)

Auf der Fahrt von San Francisco nach den chinesischen Gewässern lernte ich Archie Spencer kennen. Sein Geschäft war der Handel mit wilden Tieren. Er kaufte Raubtiere, Vögel und Seltenheiten für Anstalten und zoologische Gesellschaften in den Vereinigten Staaten. Sein Reiseziel war Singapore. Singapore — das Wort ist malayisch und bedeutet Tigerstadt — ist der Weltmarkt für Raubtiere.

Spencer stammte aus Kolorado, war hochgewachsen, sein Gesicht zeigte die Merkmale der indianischen Rasse. Der Blick seiner stahlgrauen Augen und die Haltung seines Körpers hatten etwas Katzenartiges und Straffes an sich. Sechzehnmal hatte der Mann die Reise nach Singapore und Borneo gemacht und von vielen Abenteuern, die ihm mit den wilden Tieren begegnet waren, wußte er zu erzählen.

Am Tage, bevor wir in Japan eintreffen sollten, wo ich das Schiff verlassen mußte, bat ich Spencer zum Abschied, mir und mehreren andern, die sich mit uns angefreundet hatten, etwas zu erzählen. Wir trennten uns von der Gesellschaft, Spencer streckte sich behaglich im Lehnstuhl aus und nach kurzem Nachdenken sagte er: «Also hören Sie die Geschichte von Ah Chew, dem chinesischen Raubtierhändler!»

Vor acht Jahren kam ich in Singapore an, im Oktober, als die Regenzeit vorüber war. Es war nach dem Kriege, und das Geschäft ging sehr flau. Manche meiner Lieferanten waren verschwunden, die zoologischen Gesellschaften von Antwerpen und Paris hatten zusammengekauft, was zu haben war und so standen meine Aussichten sehr ungünstig. In Singapore war also nichts zu holen und ich machte mich nach Saigon in Französisch-Cochin-China auf. Ich hoffte, dort wenigstens einen oder zwei Bergtiger zu bekommen. Da las ich eines Abends in der Saigoner Zeitung die Ankündigung: Tiger, Elephanten, Panther, Wildkatzen zu verkaufen. Ah Chew, Cholon 381, Rue Joffre.

Cholon ist die Chinesenstadt von Saigon. Wie im Chinesenviertel von Singapore oder Bangkok leben dort zahlreiche Chinesen frei von den Abgaben, den Wirren und Räubereien, die in ihrem eigenen Lande herrschen. Fleißig und tüchtig, kommen sie bald zu Reichtum und leben oft besser als in der Heimat. Ich nahm mir eine Riksha und war bald in Cholon. Dunkle und schmale Straßen, verdächtige Spelunken, vor denen in fein gemalten chinesischen Buchstaben lange Tafeln hingen, Gold auf schwarzem oder rotem Lack, ein wüster Lärm drinnen, das beständige Klappern der Mahjongsteine, der Höllenlärm in den offenen chinesischen Theatern, die Grammophone, die Straßensänger mit ihren hohen Stimmen, die Opiumhöhlen, wo in einem verborgenen Raum die Raucher auf ihren Matten ausgestreckt liegen, vor den Türen kleine, ganz weiß geschminkte Mädchen mit zarten Füßen, die auf den Besucher warten. Ich kam in eine dunkle Allee: sie führte zu einem Kanal, wo die Dsonken so dicht nebeneinanderlagen, daß man keine Brücke brauchte. Nicht weit vom Haus des englischen Straßenaufsehers und der Radiostation fand ich in ansteigenden Gärten zahlreiche Landhäuser, eines dem anderen gleich.

Eine Messingtafel zeigte mir, daß ich am Bestimmungsorte war. Durch ein dschungelartiges Gewirr von Bäumen und Sträuchern kam ich zu einem kleinen Landhaus, verziert mit Blumentöpfen aus blauem Porzellan, in denen hohe Farnkräuter und Orchideen gepflanzt waren. Auf dem ganzen Platz herrschte ein betäubender Geruch wie nach Zibetkatzen und Bisamratten, vermischt mit dem beißenden Geruch der brennenden Bambusstöcke, die vor dem Standbild des Beschützers Buddha angezündet worden waren.

Mütterchen hört Jazzmusik

Radierung von Otto Quante — *Bavaria-Verlag, München-Gauting*

Ich trat ein, begrüßt von dem spöttischen Lachen eines unsichtbaren javanischen Papageis. Vom Garten gelangt man ohne Treppe in die Wohnräume. Plötzlich hörte ich von der Straße her das eigentümliche Krachen eines jener chinesischen Feuerwerke, die man bei Festlichkeiten abbrennt, um die bösen Geister fernzuhalten. Ich erinnerte mich jetzt auch, auf der Straße überall die fünffarbige chinesische Fahne gesehen zu haben, und war jetzt ganz sicher, daß heute der Festtag der chinesischen Republik war. Sicher war Ah Chew mit seiner ganzen Familie bei Freunden, um Reisbranntwein zu trinken und sich zu unterhalten. So war mein Besuch in dem einsamen Haus eigentlich zwecklos. Plötzlich hörte ich vom Speisezimmer her ein doppeltes Geräusch: wie das Klagen einer verlassenen Katze und das Surren eines Ventilators.

Schon wollte ich das Haus verlassen, als ich eine weibliche Stimme rufen hörte: «Monsieur, Monsieur!» Ich drehte mich um, sah aber niemanden. Als ich in der Richtung weiterging, von wo die Stimme kam, stieß ich auf eine Tür, die in ein Stiegenhaus führte, aber fest geschlossen war. Aus der Höhe kamen die Worte: «Gehen Sie nicht weg, mein Herr, hören Sie mich an, helfen Sie mir! Ich blickte aufwärts und sah in der Oeffnung zwischen Decke und Tür den Kopf einer Frau. Ein kleines, hübsches Gesicht, rundlich, rote Wangen, schwarze Haare und blaue Augen.

«Was wünschen Sie von mir?»

«Oh, Sie sind ein Amerikaner! Ich bin Irländerin. Ich sah Sie im Hof. Retten Sie mich. Ich bin hier eingesperrt und kann nicht weggehen. Eingesperrt von meinem Mann, es ist schrecklich.»

Sie war bis auf den Türrand hinaufgeklettert und stand drinnen mit einem Fuß auf der Türschnalle, mit dem anderen auf dem Stiegengeländer, so daß sie in Gefahr war, sich jeden Augenblick den Hals zu brechen.

«Wer ist Ihr Mann?»

«Ah Chew», sagte sie. Wir haben vor zwei Monaten geheiratet und ich bin jetzt Chinesin. Bis vor einer Woche ging es mir ganz gut, aber seit mich mehrere Franzosen hier besuchten, hält er mich hier eingesperrt.»

«Soll ich die Polizei holen?»

«Die Polizei kann da gar nichts tun, ich bin chinesische Staatsbürgerin. Als ich Ah Chew drüben kennen lernte, war er sehr nett zu mir, aber Sie wissen ja, wenn die Chinesen zu Hause sind, sind sie gegen die weißen Frauen grausam und eifersüchtig. Er behandelt mich wie ein Tier. Zweimal im Tag bekomme ich zu essen. Sie müssen mich retten! Vor Sonnenuntergang wird Ah Chew nicht zurück sein. Ich heiße Flora O'Dell.»

«Dieses irische Mädel mit den blauen Augen, den rosigen Wangen und dem schweren Dialekt hatte in Mexiko einen jungen Chinesen kennen gelernt. Ah Chew, den Sohn, der sie bald darauf heiratete und sie dann hinübernahm. — Drüben war er ein liebenswürdiger Ehemann gewesen, aber hier, in seiner Heimat, war er in das Schweigen Asiens und in seine Gewohnheiten zurückgefallen, war nur mehr ein Glied seiner zahlreichen Familie, deren Oberhaupt er demütig gehorchen mußte, und das Oberhaupt war Ah Chew, der Vater, der Raubtierhändler. Der alte Chinese haßte seine Schwiegertochter, sperrte sie in das Haus ein, umgeben von wilden Tieren, dem Knallen der Peitschen, dem Heulen der Bestien, der ständigen Gefahr ihres Ausbrechens aus den schwachen Käfigen. Hinter diesen verschlossenen Türen, in diesen Hütten befanden sich wilde Tiere im Werte von sicherlich zweimalhunderttausend Dollar!

Ich erklettere die kleine Türe und fand die kleine Irländerin in ihrem Gefängnis eingeschlossen, das Gesicht vom Weinen verschwollen. Bald ließ ich mich überreden, sie aus dem Hause zu entführen. Der Plan wurde noch für dieselbe Nacht gefaßt. Ah Chew würde sicher spät heimkommen und schwer betrunken sein. Im Lärm des chinesischen Feiertags hoffte ich in der Nacht unbemerkt zurückkommen zu können. Da die malayischen Wächter vor dem Hause schliefen, verabredeten wir, daß ich von der Gartenseite kommen sollte. So könnte ich ungesehen auf die Veranda gelangen. Ein Auto sollte bei der Radiostation warten, dann rasch zum Hotel, wo ich die kleine Irin zu verbergen hoffte.

Dann ein Weg zum Konsul, um den Paß, und fort mit dem ersten Schiff nach Hongkong . . .

Als ich gegen Mitternacht zurückkehrte, war im Garten alles ruhig. Die Kokospalmen warfen gespenstische Schatten, bleich schien der Mond, der von einem Hof umgeben war. Es hatte den ganzen Tag nicht geregnet, daher waren die Frösche und Kröten ruhig und ich hörte das Geräusch meiner eigenen Schritte. Sonst vernahm ich nichts als das Zirpen der Grillen und ein leises Knistern in den Bäumen, wenn die Käfer sich bewegten. In den Tropen beginnt das wirkliche Leben in der Nacht. Sonnenlicht und Tag sind die Sinnbilder des Schlafes und des Todes.

Leise ging ich vor und stieg eine kleine Treppe empor, die bis zur Veranda führte. Ich fand aber alle Türen verschlossen. Das war gegen unsere Verabredung. Ich hielt den Atem an und schlich die Stufen wieder langsam hinab. Im Garten pfiff ich dann leise das vereinbarte Zeichen. Hinter mir brach ein Zweig — ich blieb stehen. Und dann sah ich Schatten schleichen . . .

Ich glaubte, es seien Katzen, denn ich sah das Leuchten phosphoreszierender Augen.

Plötzlich knarrte eine eiserne Tür, und einem schwarzen Strom gleich jagen dunkle Gestalten heulend, springend, rechts und links an mir vorüber. In meinem Hirn dämmerte schon eine Ahnung dessen auf, was geschehen war, als plötzlich durch die Nacht ein Schrei brach, der mich erzittern machte. Jetzt verstand ich alles. Durch einen Späher war mein Besuch im Haus dem alten Ah Chew verraten worden; er hatte Befehl gegeben, die Raubtierkäfige zu öffnen!

Ich suchte nach einem Baum, um ihn zu erklettern, um Schutz zu finden, aber es gab keinen.

Die wilden Tiere, trunken ob der ungewohnten Freiheit, hatten meine Gegenwart noch nicht bemerkt. Aber plötzlich fühlte ich an meinen Händen einen heißen Atem und vor mir sah ich grünlich leuchtende Augen. Zunächst wagte ich nicht, mich zu rühren. Meine Augen konnten die Dunkelheit nicht durchdringen. Aber ich wußte, daß mich die Tiere sehen müßten. Ich nahm meine Taschenlampe heraus, und was ich in ihrem Lichtschein sah, machte meine Knie zittern. Rund um mich standen mehrere Tiger mit geöffnetem Rachen. Blitzartig überdachte ich die einzige Rettungsmöglichkeit: Wenn ich Schritt für Schritt vorwärtsging und dabei aus meinem Revolver, den ich stets bei mir trug, einen Schuß nach dem andern abfeuerte, konnte es mir vielleicht gelingen, bis zum Garten zu gelangen. Ich drückte ab. Ein helles Aufblitzen, ein zweites, und ich ging vorwärts. Wieder hörte ich das Knurren, stärker als vorher.

Ich war darauf bedacht, in die Luft zu schießen, um die Tiere nicht zu verwunden und so zu reizen.

Aus dem Hause tönte plötzlich der helle Schrei einer Frauenstimme und dann blitzte ein greller Lichtschein auf. Auf der Veranda war die elektrische Lampe eingeschaltet worden und erleuchtete den Garten in seiner ganzen Tiefe.

Und dann kam das Wunder: Ich sah die Tiere wie besessen über den Rasen bis zur Einfriedigung laufen, wo in einem Halbkreis zahlreiche Stühle und in der Mitte eine Kugel aufgestellt waren. Nochmals schoß ich und dann sah ich acht Tiger, königliche Tiere mit herrlichem Fell, auf die Stühle springen. Der größte von ihnen sprang auf die Kugel, wo er sich im Gleichgewicht hielt.

Vielleicht war mein Leben gerettet?

Aber ich dachte nicht lange nach, machte einen Satz zum Gitter, riß es auf und war auf der Straße. Ich konnte am nächsten Tag durch den britischen Konsul leicht bewirken, daß Flora O'Dell von ihrem Manne freigelassen werden mußte, weil er sie mißhandelt hatte. Von ihr bekam ich auch die Erklärung meines unglaublichen Abenteuers.

Wie ich vermutet hatte, erzählte einer der jungen Diener, die im Haus zurückgeblieben waren, dem Ah Chew, der gerade in fröhlicher Gesellschaft war, von meinem Besuch. In seinem schweren Opiumrausch hatte er nur gesagt: «Wenn der Weiße zurückkommt, macht die Käfige auf.»

Der Diener, der diesen Befehl bekommen hatte, verstand nichts von den Tieren. Er öffnete einen der großen Käfige, die in der Nähe des Einganges waren, so rasch wie möglich und rannte dann davon, um sich in Sicherheit zu bringen. So kam es, daß er einen Käfig geöffnet hatte, in dem sich Tiger befanden, die Ah Chew erst tags zuvor von einem zugrunde gegangenen Zirkus gekauft hatte. Diesem Umstand verdankte ich mein Leben. Die Tiere waren abgerichtet, auf das Zeichen von Schüssen ihre Kunst zu zeigen. Wäre ich einen Tag früher in das Haus Ah Chews gekommen, dann säße ich nicht mehr hier.

«Vibraphon»
das neueste amerikanische Musikinstrument

Amerika, das uns das Saxophon brachte, hat uns jetzt mit einem neuen Musikinstrument bekannt gemacht, mit dem «Vibraphon». Während das erstere, das in die Klasse der Klarinette, Oboe und Fagott zählt, hauptsächlich dazu dient, moderne Effekte zu erzielen oder durch seine Eigenart die Melodienführung mit Koloraturen zu umbrämen, ist das Vibraphon ein durchaus ernstes, vornehmes Instrument, dazu berufen, im Orchesterkörper durch seinen weichen, schmiegsamen Wohllaut das Sangbare, die Cantilene, zu unterstreichen. Das Instrument besteht aus kurzen, abgestimmten Stahlstäben, unter denen offene Röhren als Resonanzboden sich befinden. Durch diese Röhren läuft eine feste Achse, die durch einen elektrischen Apparat in 1000 Drehungen per Minute versetzt wird. Damit wird erzielt, daß der zum Erklingen gebrachte Stahlstab seinen Klang auf die Resonanzröhre abgibt und hier von der rotierenden Luftsäule erfaßt wird. Der Ton bleibt somit immer gleich stark und klingt ausnehmend warm. Das Vibraphon ist in der Lage, Töne vom zartesten, feinsten, nachgerade sphärenhaften Pianissimo bis zum stärksten, satten und vollen Orgelklang zu erzeugen, — vom dreimal gestrichenen A bis zum feierlich festlich, dunklen Kontra C.

BIRKEN IM SCHNEE

Phot. A. Steiner